

Mit Tuten, Tröten und Trompeten

Autor(en): **Michel, Kai**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bevölkerungsschutz : Zeitschrift für Risikoanalyse und Prävention, Planung und Ausbildung, Führung und Einsatz**

Band (Jahr): **2 (2009)**

Heft 3

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-357863>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus der Geschichte

Mit Tuten, Tröten und Trompeten

An Gefahren und Katastrophen hat es in der Geschichte nicht gemangelt. Schon immer galt es folglich, die Bevölkerung zu alarmieren. Doch wie tat man dies in Zeiten, die weder Sirenen noch Radio, kein Handy, Fernsehen oder E-Mail kannten? Zwar hat sich in den letzten Jahren eine historische Katastrophenforschung etabliert. Die Frage der Alarmierung sei aber noch nicht systematisch erforscht worden, sagt der Berner Geschichtspräsident Christian Pfister, einer der Protagonisten dieser Forschungsrichtung. Vorerst könne man nur punktuelle Aussagen machen. Die aber sind spannend genug.

Dass falscher Alarm eine üble Sache ist, wusste schon der antike Fabeldichter Äsop. Eine seiner Geschichten erzählt vom Hirtenbuben, der sich beim Schafehüten langweilte und deshalb rief: «Der Wolf! Der Wolf!» Mit Mistgabeln und Dreschflügeln bewaffnet kamen die Leute aus dem Dorf angestürmt, ärgerten sich aber fürchterlich, als der Junge bloss lachte. Trotzdem fielen sie noch ein Mal auf ihn herein. Erst als er ein drittes Mal «Der Wolf!» schrie, blieben sie weg. Dabei war es diesmal kein Spass. Der Wolf frass die ganze Herde.

Wächter im Einsatz

Wie Äsops Fabel zeigt: Der Warnschrei ist eine der ältesten Formen des Alarms. Gerne delegierte man das: Hunde kläfften schon in prähistorischen Zeiten, näherte sich jemand dem Dorf. Und die Gänse vom Kapitol wurden weltberühmt, weil sie durch Geräusche aufgeschreckt in einer Nacht plötzlich laut zu schnattern begannen und damit Rom vor den Galliern retteten.

Ansonsten griff man zu Lärminstrumenten als Alarmierungsmittel: Wächter trugen Tuten, Tröten und Trompeten, Trommeln, Pfeifen oder Holzklappern. Hauptsache, es machte Krach und war schnell und einfach zu bedienen. Makaber, dass Schellen oder Klappern im Mittelalter dazu eingesetzt wurden, um gewissermassen vor sich selbst zu warnen: Aussätzige, Leprakranke beispielsweise, mussten Schellen oder Klappern an ihren Kleidern tragen, um Gesunde auf die Ansteckungsgefahr hinzuweisen.

Die Feuerpost

Bereits in der Antike gab es avancierte Alarmtechniken: Leuchtfeuer etwa. Auf Anhöhen wurden Feuer entzündet, die nachts durch ihren Lichtschein, tags durch Rauch ein Signal zum nächsten Höhenfeuer sandten. Schon Aischylos (525–456 v. Chr.) berichtet in der Orestie, dass König Agamemnon seiner Frau Klytämnestra mittels «Feuerpost» die Nachricht vom Sieg über Troja schickte. Eine gute Idee war das nicht: Derart vorgewarnt, brachte sie gemeinsam mit ihrem Liebhaber den heimkehrenden Ehemann um.

Zwar misstrauen Historiker dieser Geschichte. Doch die Selbstverständlichkeit, mit der auch der griechische Historiker Herodot erzählt, dass die Perser ihrem König die geplante Eroberung von Athen «durch Feuerzeichen über die Inseln melden» sollten, zeigt: Die Nachrichtentechnik war bekannt. Tatsächlich tüftelte Polybios im 2. Jahrhundert v. Chr. an einem Fackelalphabet, mit dem sich komplexe Botschaften übermitteln liessen.

Höhenfeuer blieben bis in die Neuzeit im Gebrauch: In England warnten sie vor der spanischen Armada, an der schwedischen Küste vor Eindringlingen. Berühmt ist das Schweizer Alarmsystem der Hochwachten, dessen Anfänge bis ins 15. Jahrhundert zurückgeht. Das Netz der optisch in Verbindung stehenden Signalpunkte diente der schnellen Truppenmobilisierung und wurde ständig ausgebaut. «1734 standen im Kanton Bern und seinen Untertanengebieten 156 Höhen- oder Chutzenfeuer vom

Genfersee bis an den Rhein bereit», erzählt Historiker Pfister. Noch heute erinnern die Höhenfeuer der 1.-August-Feiern daran.

Gottes Standgericht

«Allerdings ist dieses System meines Wissens nicht für den Katastrophenalarm eingesetzt worden», sagt Pfister. Es war ein militärisches Kommunikationsmittel – wie auch bei den anderen geschilderten Beispielen. Dennoch ist eine gelegentliche Nutzung im Katastrophenfall denkbar – leider schweigen die Quellen dazu, wie im Unglücksfall alarmiert wurde.

Ausserdem war das Katastrophenbewusstsein bis ins 18. Jahrhundert ein anderes. Erdbeben, Sturm oder Bergsturz: Es war Gott, der ein Standgericht über die Menschen hielt. So wie er es in der Bibel mit der Sintflut auch getan hatte. Sich dagegen zu wehren galt als Sünde, schreibt Quirinus Reichen vom Historischen Museum Bern im Buch «Entfesselte Elemente». Ein Warnsystem konnte sich deshalb erst dort etablieren, wo eine Unglücksart wiederholt auftrat. Dadurch wurde nicht nur die Notwendigkeit der Prävention einsichtig, sondern auch, dass das Desaster kein Gottes-, sondern Menschenwerk war. «In Europa lernten die Menschen den Umgang mit Katastrophen anhand von Feuersbrünsten», sagt Historiker Pfister.

Die Angst vorm Feuer

Häuser mit viel Holz, oft strohgedeckt, standen dicht an dicht. Offene Kamine und Herdstellen gab es in jedem Haus: Da sprang rasch ein Funke über. Kein Wunder, dass schon im antiken Rom Feuerschutzmassnahmen getroffen wurden. Im Mittelalter etablierte sich dann ein doppeltes Warnsystem: Von Kirch- oder Wachtürmen herab hielten die Türmer nach Rauch Ausschau; im Dunklen patrouillierten die Nachtwächter durch die Strassen. Meist trugen sie Hörner, um im Alarmfall mit ihrem schrillen Ton alle aufzuwecken.

Da es gelegentlich vorkam, dass die Hornsignale nicht gehört wurden, schlug man etwa 1651 in Zürich vor, Feuer auch durch Glockenschlag zu melden. Dadurch könne der Bevölkerung durch langsames oder schnelleres Läuten zudem angezeigt werden, ob sich das Feuer ausdehne oder abnehme. Feuerläufer oder Feuerreiter mussten als Übermittler der Alarmmeldungen ans Rathaus und Spritzenhaus eilen, aber auch die ausserhalb der Stadt Wohnenden warnen. Später tat das ein Mörser mit drei Alarmschüssen.

Ähnlich der Feuerprävention agierte man bei einem anderen wiederkehrenden Übel, dem Hochwasser. Schon im 15. Jahrhundert wurde in Basel ein Wächter aufgestellt, der den ansteigenden Rhein beobachtete.



Im ausgehenden Mittelalter gefährdete ein einzelner Brand immer gleich die ganze Stadt. Die Amtliche Berner Chronik des Diebold Schilling (Bern 1474–83) illustriert die Evakuierung und die Löscharbeiten beim Berner Stadtbrand von 1405.



Die Höhenfeuer der 1.-August-Feiern erinnern an einstige Informationsmittel.

«An der Elbe in Deutschland wurde mit Kanonenschüssen gewarnt, wenn das Eis aufgebrochen wurde», erzählt Pfister, «und im Oberengadin mit Glockengeläut, wenn der Inn über die Ufer trat.»

Ein ganz anderes Naturverständnis

Der Heidelberger Historiker Gerrit Jasper Schenk weist darauf hin, dass wir vorsichtig sein müssen, unser heutiges Verständnis auf alte Zeiten zu projizieren. «Das Naturverständnis war ein ganz anderes», sagt Schenk. «Auch führte das Erfahrungswissen damals tendenziell zu größerer Vorsicht.» Das ist heute noch in entlegenen Winkeln der Welt zu beobachten. Die Berliner Ethnologin Undine Frömmling hat im indonesischen Urwald erforscht, wie die Menschen mit der Gefahr eines Vulkanausbruchs umgehen. «Sie nutzen die Tierwelt als Frühwarnsystem», sagt Frömmling, «als natürlichen Seismografen.» Rumpelt es im Berg, fliehen die Tiere von den Vulkanhängen. «Zudem ist es üblich, dass ein Ältester oder eine Älteste am Berg lebt und besondere Beobachtungen meldet.» Da die Vulkane als Sitz der Vorfahren gelten und das Rumoren des Vulkans als deutlicher Hinweis empfunden wird, dass man sich den Ahnen und Göttern gegenüber falsch verhalten habe, wehren sich die Menschen dort gegen staatlich angeordnete Evaku-

tionen, weil sie doch ihre «Pflicht» gegenüber den Ahnen erfüllen müssen.

Ähnlich magisch dachte man einst auch in Europa. Hinter der schrecklichen Seite der Natur, dem Wüten der Elemente vermutete man böse Dämonen. Den geweihten Glocken der Kirchen traute man jedoch Macht über sie zu: So weit der Glockenhall reichte, so weit reichte ihr Schutz. Wetterglocken warnten also nicht nur vor Sturm oder Gewitter, sondern vertrieben die Dämonen. «Vivos voco mortuos plango fulgura frango», steht auf der Grossen Glocke des Schaffhauser Münsters: «Die Lebenden rufe ich, die Toten betraue ich, die Blitze breche ich.»

Läuten hingegen in modernen Zeiten die Glocken, so formulierte es der Schriftsteller Julius Stinde etwas pathetisch, «verjagt der Glockenklang keine Dämonen und Elementargeister mehr, sondern ruft Menschen herbei, die ihren Mitmenschen nicht durch Magie helfen, sondern durch jene Kraft, die Pflicht und aufopferungsfähige Nächstenliebe verleihen.»

Kai Michel
Journalist